

(Nachdruck verboten.)

Frühkonzert.

Von Hans Ostwald.

„Ich will nicht!“

„Nu, schrei doch man nich so!“

„Und wenn ich sage, das Mäd'el soll nich mit dem — Menschen gehen, dann hat sie zu hören!“

So klangen zwei Stimmen aus der Arbeits- und Wohnstube des Schneidermeisters Wille. Gleich darauf wurde das Fenster geschlossen. Nun drang die zornige Stimme des Schneidermeisters nur noch gedämpft heraus. Auf dem schmalen, langen Hof herrschte wieder die Silbe der Nacht. Die Fenster der Wohnungen waren alle geschlossen. In dem fahlen Dämmerlicht des kommenden Morgens sah der Hof so todt, so nüchtern aus. Am Tage, ja, da war hier ein ganz anderes Leben! Eines der fünf Fenster jedes Stockwerkes der beiden Seitenflügel oder des Quergebäudes war stets geöffnet. Entweder flatterte ein weißer Vorhang heraus, oder das Klappern eines Bügeleisens und das mehr oder weniger kunstvolle Pfeifen eines Schneiders drang auf den Hof. Es kam auch vor, daß aus mehreren Stockwerken zugleich das Klappern der Bügeleisen klang und oben einer pfiff: „Ach Du lieber Augustin!“, während unten ein anderer mit „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ ihn begleitete und in der Mitte ein dritter dazu gab: „Du bist verrückt mein Kind“. Doch das störte die Bewohner der Hinterhäuser nicht. Es waren mit wenigen Ausnahmen Schneider mit ihren Familien, die alle die Eigenthümlichkeiten ihres Standes kannten und verstanden. Und was man versteht, vergiebt man bekanntlich auch.

Das Haus lag in einer Straße des Südwestens, nicht weit von den Hauptverkehrsweegen mit ihren großen Herrengarderoben-Geschäften. Im Hausthor war eine Pfandleihe des Vorderhauses angekündigt, groß, breit, aufdringlich. Daneben und darunter befanden sich einige Porzellan- und Blechschilder mit Namensaufschriften und dem auf allen Schildern wiederkehrenden Titel: „Schneider“. Ueber der aufdringlichen Ankündigung des Leihhauses aber waren eine ganze Anzahl der bekannten weißen Pappschilder mit der Aufschrift: „Hier ist ein möblirtes Zimmer zu vermieten“ befestigt. Es war das ein Zeichen, daß die Wohnungen für die Inhaber zu theuer waren, und daß sie alle einen Mitträger der schweren Miethslast suchten. Wille's und noch zwei oder drei Miether waren zufällig nicht hier vorn angeschlagen. Auf keinem der weißen Pappschilder war neben dem üblichen, mit ungelenter Hand geschriebenen: „Zu erfragen bei . . .“ der Name Wille zu lesen. Sie hatten, wie die Hausgenossen sagten, in ihrer Tochter einen feinen Köder für die jungen Herren, die nach einem Schlafraum suchten. Das war aber etwas zu viel behauptet, denn Klara Wille war den ganzen Tag im Geschäft. Wie Frau Wille unten im Milch Keller erzählte, war es ein sehr vornehmer Geschäft — ein Schirmgeschäft in der Potsdamerstraße. Und zur Vornehmheit gehört bisweilen auch eine schmale Kost und klassische Einfachheit in der Lebensführung. Der Besitzer des Schirmgeschäftes bewies denn auch seine Vornehmheit, indem er seinem Personal die Einfachheit der Lebensführung durch schmale Gehälter möglichst erleichterte. Bei alledem war es zu verwundern, daß Klara immer so frisch und sogar beinahe elegant gekleidet ging. Sie ließ es eben niemand sehen, wenn sie sich abends und Sonntags vormittags hinsetzte, um ihre Röcke und Kleider selbst zu nähen. Die Nachbarn glaubten, daß Klara Kleiderluxus treibe, um einen der Zimmerherren in das Joch der Ehe zu locken. Aber da Klara um die Zimmerherren sich nicht im geringsten bemühte, muß man diesen Glauben für einen Glauben erklären, der ja immer nur aus erdachten Dingen besteht und sich nicht um das Wissen kümmert und geradezu alles, was man weiß, für unwesentlich erklärt.

Klara hatte nie mit einem der Zimmerherren ein Wort gesprochen. Die jungen Leute erstaunten immer nicht wenig, wenn Klara ihnen mal einen Brief ins Zimmer reichte, den der Postbote eben für sie gebracht hatte. Sie versuchten auch, mit ihr anzubandeln, aber es wurde nie was draus. Darum zogen sie stets bald. Doch Wille's hatten auch schnell wieder vermietet, weil nämlich in dem Zimmer eine peinliche

Sauberkeit herrschte, die im Verein mit den gestickten Dedern auf dem Bett und dem rothen Nippsofa die Gemüthlichkeit des Zimmers noch bedeutend erhöhte. Nur darum allein war Wille's Namen nicht auf einem der Pappdeckel am Hausthor zu finden. —

Mit dem jetzigen Zimmerherren war Klara aber doch vertrauter geworden. Als sie eines Mittags nach Hause gekommen war und in dem vermieteten Zimmer ein bißchen Staub wischen wollte, hatte sie auf dem Tisch ein Buch über die Frauenfrage gefunden. Sie hatte es sich am Abend von dem Zimmerherren, dem Tischler Otto Kempf, ausgeliehen. Nachdem sie es gelesen, hatte sie mit ihm disputirt. Dann hatte er sie zu Versammlungen eingeladen, und so waren sie schließlich ganz gute Freunde geworden.

Die Nachbarinnen meinten, jetzt habe sie einen Dummen gefunden. Aber, man muß sich nicht immer an die Nachbarn kehren, dachte Klara und ebenso ihre Mutter, die am Pfingst-morgen den Streit mit ihrem Manne gehabt und das Fenster geschlossen hatte.

„Was hast Du denn gegen Herrn Kempf?“ fragte sie ihren Mann. „Du solltest froh sein, daß sich so ein tüchtiger, ordentlicher Mensch um Deine Tochter bemüht.“

„Wenn ich sage, ich will nicht, daß Klara mit einem so gottlosen und . . . und . . . na, ich will das nicht! Und was ich sage, das geschieht! Sonst sollt Ihr mal sehen . . .!“

Er fuhr mit dem Bügeleisen hastig über die neue Hofe. Dann stellte er es mit einem wuchtigen Ruck beiseite und zog seine Hofe hoch, die langsam herabgeglitten war, so daß schon fast das ganze Hemde herausah. Seine Frau kletterte unterdessen auf den großen, breiten Arbeitstisch, der fast die ganze Fensterseite einnahm, und blies die darüberhängende Petroleumlampe aus, deren Schein schon eine ganze Weile von der eindringenden Dämmerung unterdrückt wurde. Dann ging die Frau in die Küche.

Klara stand dort vor einem kleinen Spiegel und kämmte sich die Haare, die sie in einem einfachen Knoten zusammen-drehte und vorn nur ein wenig aufzupfte, ohne sie zu brennen. Am Fenster puhten die beiden jüngeren Söhne Wille's, die auf Feldbetten in der Küche schlafen mußten, während Klara in der Wohnstube bei den Eltern schlief, ihre Stiefel. Sie wollten eine Frühpartie machen.

„Du gehst ruhig,“ sagte Frau Wille.

„Nun, selbstverständlich!“ meinte Klara, während sie sich von der Mutter die Taille zuhaken ließ. „Ich komme so schon so wenig aus . . . Wenn's nach Papa'n ging, möchte ich überhaupt nur in der Stube hocken.“

„Na, gewiß gehst Du! 'n junges Mäd'el muß auch 'n bißchen frische Luft und — Vergnügen haben . . .“ Und dann dachte sie darüber nach, wie man Papa besänftigen könne, wenn nun Herr Kempf wirklich die Klara haben wolle. Denn Herr Wille war ein gottesfürchtiger Mann, der an den großen Feiertagen in die Kirche ging und wie von Sünden befreit wieder heimkam. Er war der festen Meinung, daß er sich nicht habe kirchlich trauen lassen, sei schuld an ihrer wirtschaftlichen Lage. Sonst hatte er doch alles gethan, was nöthig war, daß es einem gut ging. Er hatte sich in die Innung aufnehmen lassen und führte doch auch den Meistertitel, wenn er auch bis jetzt immer noch allein auf seinem Arbeitstisch geessen hatte. Und außerdem — er war doch immer der Herr im Hause, wie es einem echten Mann zukommt. Seine Tochter sollte einmal kirchlich getraut werden. Und der Kempf, dieser gottlose Revolutionär, der würde das nicht zugeben, wenn er Klara heirathete. Dabei kostete doch heute eine kirchliche Trauung nichts! Ja, zu seiner Zeit! Da war sie noch kostspielig gewesen! —

Schneidermeister Wille war Herr im Hause. In der Küche aber sagte Frau Wille, als die Söhne fort waren und Klara über den Hof ging, wo Herr Kempf sie erwartete: „Na, endlich ist doch Ruhe! Nun kann man doch gemüthlich auf-räumen.“

Damit langte sie sich den Scheuereimer vor, in dem große Zweige dustender Maien standen.

Klara und Herr Kempf gingen rasch die Straße entlang. Es war schon ganz hell. Die Läden und Fenstervorhänge

waren noch geschlossen. Nur vor den Milchkeffern wurden von Männern in blauen Schürzen Milchfässer abgeladen. Aber am nächsten Platz, auf dem der verblichene Flieder noch stark die Luft erfüllte, standen schon viele Gruppen, die sich zum Frühkonzert treffen wollten. Klara und ihr Begleiter schlossen sich einer Gruppe an, und dann ging es unter Lachen und Erzählen nach einem Parklokal im Osten.

Untertwegs blieben Klara und Kempf etwas zurück. Sie erzählte, daß sie am Sonnabend sehr viel im Geschäft zu thun gehabt habe. Dabei versuchte sie, mit dem großen Mann gleichen Schritt zu halten.

Plötzlich hob er seinen Kopf und sagte: „In den hellen Kleidern mag ich Sie sehr gut leiden.“

Dabei umspannte er mit seinen Blicken ihre ganze Gestalt. An dem bloßen Hals, dessen fein geäderte Haut sich scharf von dem weißen Battist abhob, blieb sein Blick haften. Einen Augenblick zeigte sich der unzufriedene, sehnsüchtige Ausdruck in ihrem Gesicht, der früher dort die Herrschaft geführt hatte. Doch im nächsten Augenblick lächelte sie halb verlegen, halb befriedigt und sagte: „So, so?“

Er schritt langsamer, sich ihr dabei nähernd. Sie gingen ein Stück, ohne zu sprechen. Mit einem Male hatte er seinen Arm auf ihre Schultern gelegt und beugte sich zu ihr hinüber und flüsterte: „Wissen Sie, Klara, ich habe Sie eigentlich ganz gern.“

Diese plötzliche Liebeserklärung auf der Straße, wo alle Menschen sehen konnten, wie er sie unarmte, verletzte sie. In ihren glatten, reinen Zügen erschien Furcht. Sie schob seinen Arm von den Schultern und schnippisch und energisch den Mund hochziehend antwortete sie: „Ja, ja! Ich weiß schon.“

Sie schwiegen den ganzen Weg über. Die Tische im Garten waren dicht besetzt. Meistens junge Leute. Die Mädchen in hellen Kleidern. Viele fröstelten. Die Feuchtigkeit der Morgenstunden lag noch in der Luft und setzte sich in den Kleidern fest. Dennoch lachten und scherzten alle. Dazu überlante auch noch das Klappern der Kaffeetassen die Musik des Orchesters.

Herr Kempf und Klara hatten sich an die Ecke der aus mehreren Tischen zusammengestellten Tafel setzen müssen. Sie saßen abgetrennt von den andern. Klara hatte ihm Kuchen vorgeschnitten. Doch er hatte keinen essen können. Seine großen Hände zitterten, wenn sie die Tasse zum Munde führten.

Sie sah verlegen um sich. Er schien sehr erregt zu sein. Und sie fand keinen Gesprächsstoff. Das war alles so nichtig . . .

Jenseits der Straße, über den Gait, wurden die fahlen Wolken von einer lichten, fast bläulichen Rötze durchdrungen. Die Rötze überzog den Himmel immer weiter. Das Wolkendach schien zu brennen. Dann wurde die Rötze sanfter. Die vielen kleinen Wolken prangten in einer matten Fliederfarbe.

Klara hatte nichts mehr von dem Lärm und der Musik gehört, als sie die Morgenrötze sah. Als echtes Großstadtkind hatte sie fast noch nie einen Morgenaufgang gesehen. Dieser erschien ihr überhaupt der erste zu sein. „Da, da!“ flüsterte sie und wies nach dem Himmel. Kempf blickte auf.

Die Rötze wurde matter und matter. Nur in den Wolken im Westen wiegte sie sich noch. Da erhob Klara ihre Hand. Zitternd strich sie dem Manne mit den Fingerspitzen über das Gesicht. Heiß, brennend, zuckten die schmalen, weichen Finger über die Waden . . . den Schnurrbart . . . zurück . . . „Wollen Sie auch mit keiner andern . . . mehr gehen?“

Eragriffen sagte er: „Wenn Sie . . . mir . . . alles . . . sein wollen?“

Sie beugte den Kopf, mit ihren großen, verlangenden Augen in seine Augen blickend. — —

„Na ja! Jetzt kommen sie sogar schon untergearmelt an!“ sagte Herr Wille aufgeregt, der eben eine Pause benutzt hatte, um aus dem Fenster zu sehen.

„Nu mach doch man keinen Madau!“ meinte seine Frau ängstlich, die sich hastig die Hände abwischte. „Herr Kempf ist doch . . .“

„Ein gottloser Kerl ist er! Und ich will das nicht! . . . Wer ist Herr im Hause?“

Unterdessen kamen die beiden jungen Leute schon in die Wohnung.

„Ja, Du, wie sag' ich's denn nur meinen Eltern?“ Berlegen blieb sie vor ihm stehen.

„Ja . . . wie . . .?“ Er drehte sich plötzlich um: „Hier, den Kognak . . . dann müssen Sie auf unsere Verlobung anstoßen.“

Als sie mit der Flasche und den Gläsern in die Wohnstube kamen, brummte Wille immer noch: „Ich bin Herr im Hause.“

„Na, Vater Wille, wollen Sie nicht auch auf das neugebackene Paar anstoßen?“

Er sah den im Glase funkelnden, hellen Kognak. . . „Na, Prost! Kinder . . . Auf Euer Glück!“ —

Sonntagsplauderei.

Pfingsten! Für den Berliner ist mit diesem Worte die Vorstellung von einem fröhlichen Ausflug unauslöschlich verknüpft. Es duldet ihn an diesem Tage nicht zu Hause. Wer es irgend vernag, fährt weiter hinaus, nach einem durch seine Natur Schönheit berühmten Ort — es giebt solche, trotz des schlimmen Rufes, auch in der Mark. Die Meisten müssen sich freilich mit den bescheidenen Reizen der nächsten Umgegend begnügen. Es kommt nicht allzu viel darauf an, wo man hingeht. Eben ist die Natur zur vollen Entfaltung ihrer Herrlichkeiten gelangt, in diesem Jahr ging es besonders schnell. Ueberall das frische saftige Grün der Bäume, der Gräser, der Felder. Gehört nur noch das reine Blau des Himmels dazu, und es ist eine Farbenharmonie von bezaubernder Schönheit.

Meint es der Himmel gut, dann werden auch wieder aus allen Straßenzügen, die ins Freie führen, die dichten Massen der Ausflügler hervorquellen. Nur aus der bedrückenden Enge der Großstadt, aus der stidigen Atmosphäre heraus, aufathmen, Freiheit, Licht und Luft genießen!

Daß das Naturgefühl des heutigen Menschen sich mit solcher Macht geltend macht, ist einer der bezeichnendsten Züge in dem Empfindungsleben der Zeit. In dem Herzen des Großstadtmenschen klingt es beständig wie ein Heimweh nach der Natur. Jetzt ert, nachdem er von der Natur losgerissen ist, denkt er an sie mit sehrender Liebe und mit einer leisen Resignation. Und doch wird es wenige geben, die in der Großstadt gelebt, ihr mächtiges Treiben empfunden haben, denen die Rückkehr in kleinere, ruhigere Verhältnisse nicht als eine Verbannung erschiene. Auch die Thatfache, daß Maler wie die Wopswever bei Bremen die Einsamkeit des Landes dauernd aufsuchen, spricht nicht dagegen. Sie brauchen die Konzentration und die Vertiefung in die Natur für ihr Werk, auch ihre Empfindungswelt ist auf dem Boden der Stadt entwidelt.

Es muß aber wohl ein Besonderes hinzukommen, das die allgemeine Unzufriedenheit mit der Stadt groß gezogen hat. Wir fühlen uns unbehaglich in ihren Straßen, weil diese einen Charakter angenommen haben, der abstoßend wirkt. Berlin ist vor allem schlimm daran. Es ist eine junge Stadt, deren größter Theil unter den heute herrschenden Prinzipien des Städtebaues entstanden ist. Andere Städte haben wenigstens ältere Viertel, in denen man sich behaglich fühlt und anregende Bilder sieht. In ihren neuen Theilen sind aber fast alle großen Städte gleichgeartet.

Wo immer von dem Eindruck, den unsere Stadt macht, gesprochen wird, läßt man kein gutes Haar an ihr. Der Berliner selbst schimpft wader mit. Es ist auch wahr, die Straßenzüge, die Häuser, die Denkmäler vermögen selten eine ästhetische Befriedigung zu wecken. Ungeheuerliche Sünden gegen den guten Geschmack kommen in ihnen vor. Nächstens wird wieder so ein Bau eröffnet, der glücklicherweise verborgen genug liegt, daß er nicht so leicht gesehen wird — das Abgeordnetenhaus. Und doch hat Berlin etwas, das wirkt: Das imposante Leben und die grandiose Masse. Unser ästhetisches Empfinden ist noch zu sehr auf das Einzelne gerichtet, so daß wir die Werthe, die nur durch architektonische Massen entfaltet werden können und in ihnen unbedingt liegen, gar zu leicht übersehen. Selbst in den eintönigen, rechtwinklig gegeneinander geführten Straßentreihen, in denen sich ein vierstöckiges Haus an das gleichförmige andere reiht, liegt etwas, das unsere Empfindung mächtig anregt. Und dann die Fülle von menschlichen Beziehungen, die hier auf einem kleinen Raum zusammengedrängt sind!

Man denkt sich das Ideal der Zukunftstadt gern, indem man eine ungemeine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse voraussetzt, so daß die einzelnen Häuser weit auseinander gezogen werden könnten. Entfernungen spielten ja dann keine Rolle mehr. Jedem wäre es erlaubt, weit draußen vor der Stadt zu wohnen. Das ganze Land wäre eigentlich eine große Stadt. Es giebt auch ein vollbefriedigendes Stadtbild, das im wesentlichen nicht von dem heutigen verschieden ist.

Die heutige Straße wird besonders langweilig durch die Art, wie die Fenster in den Fassaden behandelt sind. Es ist alles auf die äußere Symmetrie berechnet. Eine Reform müßte aber von den praktischen Bedürfnissen ausgehen. Man müßte das Fenster dahin setzen, wo man es für den Innenraum braucht. Man denkt auch daran, wie unsinnig es ist, ein Zimmer ohne besonderen Grund durch mehrere Fenster zu erbellen und so ein unruhiges Licht zu erzielen. Das Bild der Straße würde auch einen ganz anderen Eindruck machen, wenn man nicht mehr die wagerechte Linie ausschließlich betonte, indem man die einzelnen Geschosse gegen einander abknürrt. Hier und da begegnet man schon dem Bestreben, die vertikale Linie stärker hervortreten zu lassen. Vielleicht lernt man es auch einmal empfinden, daß die Balkone und Erker, wie sie jetzt

unorganisch dem Hause angeleibt sind, Beängstigungen hervorzurufen, und macht ein Ende mit der „Architektur, die den Vögeln gefährlich wird“ — mit den unzähligen Kuppeln, Thürmchen, Spizen, Fahnstangen, welche jetzt die obere Häuserlinie zerreißen.

In letzter Linie entscheidend aber ist für das Stadtbild die An- lage der Straßen und Plätze. Unsere Zeit steht hierin unter der Herrschaft der geraden Linie und des rechten Winkels. Das ist ein Erbtheil des vorigen Jahrhunderts, seines rationalistischen Geistes — Polizeigeistes, könnte man auch sagen. Ordnung muß sein! Heute befreit man entschieden, daß diese Anordnung die denkbar prak- tischste sein soll. Die schönste ist sie sicher nicht. In den alten Städten bewundern wir gerade, wie wunderbare Bilder die mit leisen Krümmungen fortgeführten Straßen ergeben, wie ausgezeichnet die Straßen in die Plätze so einmünden, daß sie den architektonischen Zusammenschluß des Platzbildes nicht zerreißen.

Wenn man jetzt anfängt, sich mit diesen Fragen intensiv zu beschäftigen, so ist damit schon etwas gewonnen. Sogar die Berliner Akademie des Bauwesens wollte nicht zurückbleiben. Sie veröffent- lichte kürzlich ein Gutachten, in dem sie auseinandersetzt, wie das Stadtbild Berlins im allgemeinen auszugestalten sei und — was in den letzten Jahren falsch gemacht wäre, auch, wie es hätte besser gemacht werden können! Schade, daß ihr diese Erleuchtung nicht früher gekommen ist.

Andere Großstädte, allen voran Paris, haben bereits ein Element in ihren Straßen, daß sie eigenartig belebt: von Künstlern ausgeführte farbige Plakate. In Berlin war im Anfang des vorigen Jahres bei Gelegenheit einer Ausstellung auch viel Geschrei von einer künstlerischen Reform des Plakatwesens. Seither ist es merk- würdig still davon geworden, Resultate wollen sich nicht recht zeigen. Aber schon die Vitrinensäulen in ihrer gegenwärtigen Gestalt, mit ihren einfachen weißen und farbigen Plakatzetteln bringen einen leb- haften Ton in das monotone Grau unserer Straßen. Weniger er- bautlich sind freilich die Giebelstreifen mit ihren Riesenlettern, Alpenlandschaften, Niesennädchen, Badewannen u. s. w. Auch in London und Paris wird lebhaft Klage geführt, daß dieses Plakatwesen in letzter Zeit überhand genommen hat. Jede freie Wand, jedes Eckchen ist mit großen Plakaten überzät. Gewiß muß eine solche Ueberfülle lästig wirken. Denkt man sich aber diese Plakate auf bestimmte, dafür vorgesehene Flächen beschränkt und künstlerisch ausgeführt, wie sie das Ausland hat, so wäre ein reiz- voller Großstadtschmuck gewonnen.

Gerade in diesen Tagen hat man sich öfter die Frage vorgelegt, ob sich keine Möglichkeit bietet, die künstlerische Ausgestaltung des Stadtbildes planmäßig durchzuführen. Besonders gegen Geschmacks- losigkeiten der Neikame oder im Häusereschmuck möchte man vorgehen. Wer aber soll diese Dinge in die Hand nehmen? In London hat sich eine Gesellschaft von Künstlern gebildet, die zunächst die das Straßenbild verunstaltenden Neikamen zu beseitigen trachtet. Vor einigen Tagen erst erwähnten wir die Einladung eines belgischen Komitees zu einem internationalen Kongreß für öffentliche Kunst, das unter die zahlreichen Thematika seines Programms auch die hierher gehörigen Fragen gesetzt hat.

Wir stehen in den Anfängen einer Bewegung, deren Resultate weit im Felde liegen. Einstweilen und wohl noch für lange Zeit muß der Städter, der Schönheit sucht, seine Stadt fliehen. Selbstam ist es und nicht recht zu begreifen, daß die dumpfe Unzufriedenheit, die doch wohl jeder Bewohner der Stadt mit seiner täglichen Um- gebung empfindet, sich nicht kräftiger geltend macht. Vielleicht ruft die Natur sie wach. Das wäre schon sehr viel. Die ver- dannte Bedürfnislosigkeit ist auch in ästhetischen Dingen das größte Uebel.

Wie ist es? In diesen Tagen ziehen die Städter hinaus in den Wald und sehen überall Bilder, die sie erquicken. Viele werden das Erwachen des Pfingstmorgens miterleben, werden das Farbenspiel mit ansehen, wie das Grau, das in allen Farben ver- breitet liegt, sich vor den durchbrechenden Strahlen der Sonne ver- flüchtigt und einer blendenden Helle Platz macht, wie die ganze Natur aufathmet. Sie werden vor der Hitze und dem augen- blendenden Schein des Tages in der dämmernden Kühle des Wald- immern Schutz suchen, und ihre Augen werden ihr Entzücken haben an den einfallenden Sonnenstrahlen, deren Lichter über den grünen Teppich spielen. Sie werden überwältigt stehen vor der purpurnen Pracht des Abendroths, das sich über den Himmel zieht und wie glitzerndes Gold in den tiefgrünen Baumkronen des Waldes hängt.

Und wenn sie dann zurück müssen in die graue Steinwüste, in der sie leben, dann wird vielleicht der Wunsch in ihnen lebendig, daß es in ihren Straßen anders aussehen möchte. Es ist nicht notwendig, daß Schönheit, Farbe und Freude aus den Städten verbannt sind. Es ist anders gewesen, und es wird anders sein. Eine Zeit, die nicht beständig nur an das Nothwendigste denken muß, wird sofort daran gehen, sich eine Umgebung zu schaffen, in der es wohllich ist. Da muß auch unsere Forderung sein: Ins Leben soll die Schönheit eingeziehen, sie soll nicht nur im besten Fall nach einer langen Reihe von grauen Werkeltagen wenige Feststunden verkünnen.

Von unseren Genossen wirdmacher die Festtage nicht der Muße widmen können, er wird aufs Land hinausziehen müssen, um auch in die ärmlichen Hütten der Dörfer unsere Botschaft zu tragen. Die Zeit ist ernst, und die praktischen Aufgaben, die wir jetzt zu lösen haben, sind dringlich. Aber wir dürfen unsere letzten Ziele

nicht aus dem Auge lassen. Und unser Blick schweift gern hinüber in eine schönere Zeit und sieht auch noch andere Aufgaben als die nächstliegenden, die den unmittelbaren Lebensbedürfnissen dienen. Wir werden dadurch freudiger zur Arbeit. —

Kleines Feuilleton.

— Pfingstländler. Pfingstsonntag ist's, am frühen Morgen, kaum ist die Sonne heraus. Von Hof zu Hof, von Haus zu Haus eilen einige Burschen. An der Bohnstube des Bauers drücken sie sich vorbei, suchen nach der Stiege, die auf den „Ochsenboden“ führt, den gemeinsamen Schlafrum für Stredte und Mägde. Sind sie drin, dann bricht ein Geschrei und Gelächter los, das sich gar nicht legen will. Die Burschen sind die „Stöberer“, wo sie er- scheinen, springt alles aus dem Bette, wer als letzter herauskommt, ist der „Pfingstländler“ des Hauses oder Hofes. Manchmal sind auch die Stöberer die Ausgelachten. Ich ging einmal mit, und da hatte die Bäuerin ihre Feiertagsstuden zum Auskühlen auf den Haus- boden hingestellt. Und ich kam über sie mit meinen schweren Stiefeln und auf eins, zwei hatte ich zwei fu Dinger an den Beinen, groß wie Pflugräder. Hätte mir nie eingebildet, daß so was so anhäng- lich sein kann. Ist der Hof-Pfingstländler feierlich ernannt, dann geht's ein Haus weiter, alles männliche Jungzeug muß mit. Endlich hat man den letzten jungen Langschläfer herausgeholt. Und dieser letzte „Ländler“ wird zum ersten, zum „Dorfländler“ und wird als „Pfingstschwanz“ ausgerufen. Sobald er merkt, welche Ehre ihm zu theil werden soll, fährt in ihn ein furchtbarer Zorn. Aber die Andern sind die Mehrheit und Uebermacht, er wird ge- bändigt und ergiebt sich in sein Loos. Und schon eilen einige mit Langstroß herbei. Der Korpus des Langschläfers wird fein säuber- lich eingeflochten und ihm hinten ein langmächtiger Strohschwanz angehängt. Der „Pfingstschwanz“ ist fertig, das Anspiechen kann beginnen. Die Abgesandten der Burschen bitten die Bauern der Reihe nach um eine Weisheit zu ihrem Tanzvergnügen. Die Andern stehen draußen vor den Fenstern singen und ulken. Der „Pfingst- schwanz“ ist nicht unter ihnen. Der kriecht derweilen in den Ställen und auf den Böden umher und sucht die Hühnernester „aus- zunehmen“. Wer lang in den Tag hinein schläft, ist bequem oder faul; der Bequeme selten aufgeweckt und stult. Der liebe „Pfingstschwanz“ wird also häufig abgefangen. Die Mägde umringen ihn, verhöhnen ihn, schupen und zwicken ihn, mancher Wassereimer entleert sich über sein Haupt. Endlich ist die Reihe herum. Und beim Tanze am Nachmittage erhält der gewesene „Pfingstschwanz“ von der Speise, die aus den süßigten Eiern bereitet wird, eine Extraportion. Seinen Durst kann er auch stillen und hätte er selbst einen Waquardtschen.

So war es im Fichtelgebirge und da herum vor zwanzig und mehr Jahren. Seitdem haben sich die Bauern dort, trotzige Nachkommen ehemaliger Freisassen, sehr verändert. Sie laufen den Junkern des Bundes der Landwirthe nach, und wie ihren Adelschaft, so werden sie wohl auch ihre altüberkommenen Sitten und Gebräuche begraben haben. —

— Gegen die Sitte des beständigen Schleierragens be- ginnen jetzt die indischen Frauen sich aufzulehnen. Das orientalische System der völligen Absperrung des Weibes vom Leben der Männer und von der Zivilisation hat übrigens in Indien in kurzer Zeit schon verhältnismäßig bedeutende Durchbrechungen er- fahren. Im Jahre 1849 wurde in Bombay die erste Mädchenschule errichtet; bis dahin war das weibliche Geschlecht in ganz Indien von jedem Schulunterricht ausgeschlossen. Nun lernten die Mädchen zunächst auch nur Lesen, Schreiben und Rechnen. Aber bereits zwanzig Jahre später zählte man eine Menge hochgebildeter Hindu- frauen, Sprachlehrerinnen für Englisch und Französisch, sowie sonstige Lehrerinnen aller Art, Schriftstellerinnen, weibliche Aerzte mit akademischem Diplom. Es erregte Ende der siebziger Jahre das höchste Aufsehen, als im Medical College in Madras die erste Hindu- Studentin noch mit dem Schleier verhüllt im Hörsaal erschien, in den sich bis dahin erst einige wenige englische Damen gewagt hatten. Dabei sind weibliche Aerzte in Indien wie im ganzen Orient be- sonders nothwendig, weil ja der männliche Arzt den weiblichen Patienten nur den Puls fühlen oder die durch einen Spalt im Vor- hang hindurchgesteckte Zunge besehen, sonst aber bei ihnen keinerlei Untersuchung vornehmen darf. Jetzt praktizirt eine große Menge weiblicher Aerzte in Indien. Auch weibliche Journalisten fehlen nicht, sogar eine besondere, nur von Frauen für Frauen geschriebene Zeitung „Stri Mira“ (Der Freund der Frauen) erscheint bereits seit zehn Jahren. —

Literarisches.

1. Richard Vredenbrüder: „Crispin, der Dorf- beglückter, und andere Geschichten.“ Berlin 1898. F. Fontane u. Co. — Das vorliegende Buch des Tiroler Dialekt- dichters zeichnet sich durch die Knappheit seiner Form und durch die Poesie seines Inhalts vor ähnlichen Dialektgedichten aus. Es muß dem Verfasser zum Vorzug angerechnet werden, daß er es sich nicht genügen läßt, allein durch den Dialekt zu wirken, sondern daß er mit der ganzen Liebe des wahren Dichters sich in das Leben und Denken seiner geschilderten Volks- typen hineinverfenkt hat, sodaß sie uns lebenswahr und echt entgegentreten. Von den drei Novellen, die den Inhalt des Buches

sitzen, ist die dritte „Der reichste Mann von Grancefch“ die beste. Im Mittelpunkt dieser Erzählung steht einer jener hartköpfigen und mißtrauischen Bauern, die im Kampfe gegen jeden Fortschritt an ihrem Starrsinn zu Grunde gehen. Die erste Novelle „Crispir der Dorfbeglücker“, welche zugleich der ganzen Sammlung den Titel gegeben, erzählt von einem Dorfsintriganten, der durch seine Habgier schließlich ins eigene Verderben rennt. Eine beachtenswerthe Neuerung hat Bredensbrüder schließlich durch einen lexikalischen Anhang von Dialekterklärungen geschaffen. —

Kunsthandwerk.

— Einen kostbaren altgermanischen Goldschmuck hat das Germanische Museum in Nürnberg erworben. Das Hauptstück ist eine Fibel von beträchtlicher Größe in Gestalt eines Adlers, dem sich ein Ohrgehänge und zwei Anhänger einer Halskette anreihen. Die sämmtlichen schwer in Gold ausgeführten Stücke sind auf das reichste mit Almandinen besetzt. Der Schmuck stammt aus Ravenna und stimmt auffallend mit den wenigen erhaltenen ostgotischen Sachen überein. —

Kulturhistorisches.

— Eine der hervorsteckendsten Eigenschaften des Bischofs Megingaud von Eichstädt (989—1014) war die Freude am Essen und Trinken. Einen gewissen Gastof, den er firmte, befahl er, künftig Gfolf zu nennen, da ihm schon der Klang des Wortes Fasten Mißbehagen verursachte. Sehr ungehalten wurde er, wenn der Gottesdienst lange dauerte. Er rief dann wohl: „Diese Narren mit ihrem übertriebenen Singen bringen mich durch Durst und Hunger noch unter die Erde!“ Sang man die Psalmen, so ließ er wohl einen köstlichen Fisch mitten in den Chor setzen, um durch diesen verlockenden Anblick die Mönche zur Beschleunigung des Gesanges zu treiben. Wenn Kaiser Heinrich II. in Eichstädt Bewirtung beim Bischof forderte, fuhr Megingaud den vorausgeschickten Reijemarschall des Kaisers oft sehr bestig an: „Woher soll ich denn so viel Käffer Wein aufbringen? Besitze ich doch selbst nur ein winziges Fäßlein, das mir mein Amtsbruder von Augsburg zum Mehkopfer verehrt hat! Beim heiligen Willibald, kein Tropfen davon soll in die Kehle Deines Herrn fließen!“ Gefürchtet war sein Zorn. Einem Kleriker von Würzburg, der mit einem Falke auf der Faust vor ihm erschien, schlug er den Vogel ein paar mal ins Gesicht: „Du Schurke, so wagst Du vor einem Bischof zu erscheinen?“ Auch an Flüchen war Megingaud überreich. Vor einer Reise nach Rom erbat er sich von seinem Domkapitel von vornherein Nachsicht für 100 Flüche, indessen erschöpfte er diesen Vorrath sehr rasch. —

Völkerkunde.

— Ein interessantes Straßenbild aus Tokio entwirft ein Reisender im „Ostasiat. Lloyd: Des Tages über herrscht der größte Verkehr im Asutsuja-Parl, den man die Stätte der immerwährenden Volksfeste nennen könnte. Unaufhörlich ist er von einem wahren Jahrmarktstreiben erfüllt; Karussells, Menagerien, Schießbuden, Theehäuser, Zirkus, Affen- und sonstige Theater, Wachsfigurenkabinette, Schnellphotographen, Panoramen, unabsehbare Reihen von Verkaufsständen wechseln mit Buden und Akrobaten und Gaukern, von Fechtern und Ringern, von Angel- und anderen Spielen, von allerhand sonstigen „Künstlern“ und „Künstlerinnen“. Die auf- und abwogende Menge aber hält musterhafte Ordnung, und bei allem Frohsinn ist nirgends auch nur die geringste Ausschreitung wahrzunehmen. Diese harmlose Fröhlichkeit des Volkes, die Abwesenheit jedes rohen und gemeinen Zuges ist überhaupt eine der erfreulichsten Beobachtungen, die der Fremde, nicht selten mit Erstaunen, vielleicht auch mit einiger Beschämung machen kann. Selbst vor dem Heiligthum der Kwannon macht das bunte Gewoge nicht halt. Wie die Straßen, so durchfluthet es auch die große Gebetshalle, die mit Weißbildern und Papierlaternen phantastisch aufgeputzt ist. Unaufhörlich drängen die Väter in Schaaeren herzu, ununterbrochen klingen das Klirren der geopferten Kupfermünzen in den dazu aufgestellten Kasten oder auf den Matten erschallt das Händelklatschen, womit die Gläubigen die Aufmerksamkeit der Götter auf sich lenken, ehe sie, kaum für eine Minute, in inbrünstiges Gebet versinken. Dazwischen in langsam feierlichen Schlägen Glockenlang; der Gong und die Holztrommeln ertönen unter dem Gepolke der Priester, und Schaaeren von Tauben, der Göttin heilig, mischen Siren und Flügelschlag unter das Getöse. —

Geographisches.

— Der zwischen Markuhl und Dönges gelegene Hauptsee mit der weitbekanntem schwimmenden Insel lenkt wieder einmal die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Am Sonnabend vor acht Tagen hat sich die schwimmende Insel ein bedeutendes Stück von Osten nach Westen bewegt und dabei noch ein kleines Inselchen gebildet, das sich von der Mutterinsel loslöste und ebenfalls schwimmt. Der von Bergen umgebene Hauptsee ist etwa 14 Hektar groß und offenbar durch einen Erdsturz entstanden. Die etwa 0,3 Hektar große Insel schwimmt frei und ist bestanden mit niedrigem Kiefer- und Birkengestrüpp, dessen ineinander gewachsene Wurzeln die Insel zusammenhalten. Im Frühjahr 1895 machte sie bei hohem Wasserstand und starken Winden eine Schwenkung von der Nord- nach der Ostseite des Sees. Den Hauptsee hat der Ort

Dönges vom Fiskus in Pacht, da wegen der hohen Lage im Orte leicht Wassermangel eintritt, und der See, wenn auch ohne offenen Zufluß, als nächste, nie versiegende Quelle gilt. —

Geologisches.

— Die Regierung Finnlands hat zur geologischen Erforschung von Lappland, dem nördlichsten Theile Finnlands, eine Summe zur Verfügung gestellt, die auf den Zeitraum von zehn Jahren zur Ausheilung kommen soll. Infolge dessen soll schon in diesem Jahre mit den Forschungen begonnen werden. Im Juni wird eine unter Leitung des Dr. J. S. Sederholm stehende Expedition abgehen und sich den goldhaltigen Gebieten zuwenden. Ihr Programm besteht in der kartographischen Aufnahme des Flußlaufes des Ivalojoeki von Kultala bis zum Enaresee, sowie des Gebietes südlich und südöstlich vom Fluße bis zur russischen Grenze im Osten, vor wo das im Sande vorkommende Gold stammen muß. Hauptzweck der diesjährigen Expedition ist, theils durch Erforschung dieses Gebiets, theils durch Untersuchung der Zusammensetzung der goldführenden Erdbarten, sicher festzustellen, an welche Gesteinsart das Gold gebunden ist, und womöglich die Mutterader zu entdecken. —

Humoristisches.

— Darum. Lehrer: „Sag, Papi, weißt Du denn auch, warum es eigentlich Ferien giebt?“
Pepi: „Weil wir sonst zu g'scheidt würden!“ —
— Ein moderner Dub. May (zu seinem Eltern, die ihn wegen einer Unart bestrafen): „Diese Behandlung hab' ich jetzt satt!... Ich werde mir nächstens einen Verleger suchen und „Entüllungen“ herausgeben!“ —
— Vom Herrn Professor. Dienstmädchen: „Herr Professor, die Frau Professorin ist soeben von ihrer Reise zurückgekehrt!“
Professor: „Erinnern Sie mich daran, daß ich ihr nächsther einen Kuß gebe!“ — (Flieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— In Mehbruch (Kreis Friedeberg N.-M.) wurde die Frau eines Eigenthümers und ihr vier Monate altes Kind während der Abwesenheit ihres Mannes durch Weibhiebe ermordet. Der Verdacht lenkte sich sofort auf einen Knecht, den man dann in der Scheune erhängt vorband. —
— Auf der Elbe sind im Jahre 1897 nicht weniger als 46 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von insgesamt 228 689 Zentnern untergegangen. Dabei gingen an Ladung 160 000 Zentner Braunkohle, 24 000 Getreide und 22 000 Juder verloren. —
— In Bentkau (Schlesien) haben zwei Brüder, Bauerngutsbesitzer, die geistesschwache Frau des einen jahrelang in einer Stube von der Außenwelt abgeschlossen gehalten. Man fand die Unglückliche infolge einer Demunziation unbekleidet, auf verfaultem Stroh, zum Gerippe abgemagert, in Schmutz und Unrath vor. —
— In Passau befinden sich neun Personen verschiedener Stände in Untersuchung wegen Sittlichkeitsverbrechen, begangen an kleinen Mädchen. —
— Infolge andauernden Regens sind die Berglehnen um Saaz (Böhmen) ins Aufsteigen gerathen. In den Hopfengärten wurde großer Schaden angetichtet. —
— Der erst kürzlich ernannte General-Intendant der Wiener Hoftheater, Baron Blappart, ist schon wieder amtsmüde. Nach der „N. Fr. Pr.“ soll sein Amt nicht wieder neubesetzt, und die Geschäfte desselben dem Oberhofmeisteramt zugewiesen werden. —
— In der Ortschaft Nagy-Bázaony (Ungarn) wollte eine Frau die Leiche ihres Sohnes exhumiren und in die Familiengruft nach Fischl überführen lassen. Die abergläubischen Bewohner wurden dadurch sehr erregt, sie fürchteten, der Hagel werde die ganze Gemeinde zerstören, wenn die Leiche weggeführt würde. Die Gendarmen, die die Ausgrabung überwachen wollten, wurden mit einem Steinhagel empfangen und schließlich mit Senfen angegriffen. Sie machten von der Waffe Gebrauch. Ein Angreifer wurde getödtet, zwei verwundet. Die Erregung in der Gemeinde dauert fort. —
— Bei der Reichstagswahl in einem Bezirke von Budapest wurde ein Wahlauftritt angeschlagen, in dem die 75 000 Gulden jährliche Einnahmen des Regierungslandboten nach ihren Quellen der Reihe nach aufgezählt sind und es dann heißt: „Bürger! Stimmt also nicht wohlfeil für ihn! Unter 200 Gulden darf für diesen Menschen nicht gestimmt werden! Er soll zahlen, er kann's reichlich thun! Mehrere Altöfener Bürger.“ —
— Die französische Westbahn kündigt für Juni den ersten fahrplanmäßigen Verkehr mit Heilmann's elektrischen Lokomotiven an. Die jüngsten Versuche ergaben eine Leistung von 100 Kilometern in der Stunde. —
— In Japan giebt es 800 Zeitungen und Zeitschriften. Tokio allein hat 20 politische Zeitungen und 118 Zeitschriften. Die Auflage der täglichen Zeitungen ist jedoch nicht sehr groß. —